

Die Kette

Nr. 27

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1910

Erweckt.

Roman von H. Ger.

I.

Durch die Bahnhofstraße der Weberstadt schiebt sich ein dichter Menschenknäuel. Helmspitzen und Gewehrläufe blinken, barsche Kommandorufe erschallen. Dem Haufen voran rennt, mit der Miße in der Hand, ein zehnjähriger Knabe. An einer schmalen Seitengasse biegt er ab und läuft in eines der Mietshäuser, deren schmuckloses Meußere schon zeigt, daß sie der arbeitenden Bevölkerung zur Wohnung dienen.

Im dunklen Hausflur prallt der Knabe gegen eine Frau, die, mit einem kleinen Mädchen an der Hand, gerade im Begriff ist, das Haus zu verlassen.

„Aber Emil, kannst Du nicht langsam gehen! Du hast mich ja beinahe umgerannt!“ schilt unwillig die Frau.

Doch der Gescholtene umklammert mit seinen beiden Kinderhänden die Linke der Mutter, zieht sie mit Ungeßüm aus dem Flur auf die Straße und schreit mit einer Stimme, durch die verhaltenes Weinen und kindlicher Ingrimm klingt: „Komm mit! Sie haben den Vater!“

„Den Vater? Wer hat den Vater?“ fragt die durch die Aufregung ihres Kindes bestürzt gewordene Frau.

„So komm doch! Die Gendarmen!“

Mit einem Ruck reißt die Frau ihr Töchterchen hoch und auf den rechten Arm, und eilt hinter ihrem vorausstürmenden Knaben der Bahnhofstraße zu. Von dort wird lautes Stimmengewirr hörbar, ein Beweis, daß die Menschenansammlung sich der Gasse nähert. Ehe die Frau jedoch den Ausgang gewinnt, preßt sich

ein Haufen schreiender Männer und Frauen in die Gasse; hinter ihnen, die Straße säubernd, vier Gendarmen, rücksichtslos mit dem Gewehrkolben auf die Fliehenden stoßend. Der Knabe drückt sich hinter den Vorsprung

eines Hauses, bis der Schwarm vorüber ist, dann schießt er wie ein Pfeil zwischen den Gendarmen hindurch auf die Bahnhofstraße. Die Frau wird von der Menschenwelle mit zurückgerissen; nach wenigen Minuten steht sie atemlos wieder im Flur ihres Hauses, umgeben von zwei kuckenden Frauen, die Schutz suchend, mit in das Haus geschlüpft sind.

Draußen sagt jemand: „Hier sind auch welche rein.“ Unter einem Kolbenstoß schießt die nur angelehute Türe auf, und ein wutschnaubender Gendarm schreit: „Ihr Saubluder, wart auch dabei! Laßt Euch nicht noch mal auf der Straße blicken! Stopft lieber Eure Strümpfe! Eingesperrt müßt Ihr alle werden bei Wasser und Brot, bis Euch der Uebermut vergangen ist!“

Die Kleine schmiegt ihr Gesicht dicht an die Schulter der Mutter und fängt bitterlich an zu weinen. „Sei gut, mein Herz,“ sagt die Frau, dann öffnet sie schnell die Türe ihrer zu ebener Erde liegenden Stube, die zwei Frauen, Bekannte aus der gleichen Gasse, mit sich in die Wohnung ziehend und die Türe abschließend. „Gott sei dank, daß wir bei Ihnen vorläufig in Sicherheit sind, Frau Stöhr!“ sagt die eine der Frauen. „Die Gendarmen geberden sich ja wie rasend.“

„Sagen Sie mir um Gotteswillen nur erst, was eigentlich passiert ist, Frau Hartmann. Ich weiß ja nur, was mit mein Emil zugehört hat, daß die Gendarmen wieder meinen Mann gefaßt haben.“

„Ja freilich, Frau Stöhr. Er hat heute am



Die Stillvergnügten.

Bahnhof Posten gestanden, oder vielmehr sich dort versteckt gehalten, da ja niemand Posten stehen soll. Nun hat der alte Lindner, der sein Lebtag nur Leute betrogen hat und der jetzt Agent spielt, heute eine ganze Kolonne Leute aus dem böhmischen Gebirge gebracht. Der alte Lumpy hat natürlich die armen Menschen angelogen und ihnen kein Wort davon gesagt, daß wir hier streiken."

"Der Streik ist aber doch schon oft in den Arbeiterblättern bekanntgemacht worden," wirft die andere Frau ein.

"Bei dem armen Volk da oben kommt doch in den ganzen Ort keine Arbeiterzeitung, Frau Schneider," entgegnet Frau Hartmann. "Die wissen von dem, was in der Welt vorgeht, ja rein gar nichts. Sonst hätte sie der Lindner gewiß nicht eingefangen."

"Da haben Sie recht," sagt Frau Stöhr mit Entschiedenheit. "Schlecht sind die Leute nicht, nur furchtbar unwissend. Als ich das letztmal mit meinem Manne zu Besuch oben war, habe ich mich ordentlich entsetzt darüber, wie wenig die Leute noch von der Arbeiterbewegung wissen. Mein Mann hat ihnen den ganzen Tag vorgepredigt; da haben sie nur immer mit offenem Munde zugehört, und schließlich waren sie auch ganz begeistert für die Arbeiterfrage."

"Es hält nur bei den Leuten nicht lange vor, weil ihnen die dauernde Aneignung fehlt. Die Angekommenen waren übrigens aus dem Orte, aus dem Ihr Mann stammt, Frau Stöhr. Sowie der Trupp nur den Bahnhof verlassen hatte, war Ihr Mann auch schon mitten darunter, schüttelte den Leuten die Hände und sprach freundschaftlich mit ihnen."

"Ja," fällt Frau Schneider ein, "zweien hat er sogar einen Schmah gegeben. Es müssen wohl ganz nahe Verwandte gewesen sein."

"Es waren aber auch mindestens ein Duzend Fabrikanten zum Empfang am Bahnhof," erzählt Frau Hartmann weiter, "und alle fünfundzwanzig Gendarmen. Als der Brigadier sah, daß Ihr Mann mit den Leuten sprach, schoß er wie ein Habicht auf ihn zu, schauzte ihn furchtbar an, und forderte ihn auf, sofort seiner Wege zu gehen."

"Da hat mein Mann wohl wieder aufgebraut?"

"Aber ordentlich, Frau Stöhr. Viel ist an ihrem Mann ja nicht; er besteht nur aus Haut und Knochen; aber Courage hat er, wie kein zweiter unter unseren Männern. Auf Grund welchen Rechtes und Gesetzes wollen Sie mir verbieten, Verwandte zu begrüßen und mit Bekannten zu sprechen? hat er heftig dem Brigadier geantwortet. Ich stehe hier mitten auf der Straße und bin keinem Menschen im Wege. Warum weisen Sie die da — dabei zeigte Ihr Mann auf den Haufen Fabrikanten — nicht fort, die das ganze Trottoir versperren und den Verkehr hemmen? Wo steht geschrieben, daß wir Arbeiter minderen Rechtes sind? Uns gehört die Straße genau so, wie den reichen Faulenzern, Lagedieben und Müßiggängern."

"Ja, tüchtig hat er es dem Brigadier gesteckt," ergänzt Frau Schneider die Erzählung der Frau Hartmann. "Und wir, unsere Männer und alle Arbeiter, die sich angesammelt hatten, haben dazu Bravo! Bravo! gerufen und in die Hände geklatscht."

"Wäre ich doch nur zur Stelle gewesen, vielleicht hätte ich meinen Mann doch beruhigen können."

"Da war nichts zu machen, Frau Stöhr. Der Brigadier hat sich auf nichts eingelassen, sondern Ihren Mann sofort für verhaftet erklärt. Ein Gendarm hat ihn wie einen Verbrecher im Genick gepackt und vor sich hergestoßen. Ihr Mann hat sich das aber nicht gefallen lassen, sondern sich kräftig zur Wehr gesetzt. Da haben sich aber immer mehr Gendar-

men auf ihn geworfen, bis sie ihn überwältigten und in Ketten schlossen."

"Gefesselt haben sie meinen Mann?" schreit Frau Stöhr auf. "Ja," antwortet Frau Schneider. "Wir haben unsere Männer mit Gewalt zurückhalten müssen. Sie wollten sich auf die Gendarmen stürzen. Aber es hätte doch nichts genützt und sie hätten sich nur unglücklich gemacht. Die Arbeiter, die zugehört haben, waren alle furchtbar wütend und habengeschimpft: Schweinehund! Schinderknecht! Behn über einen, da könnt ihr wohl gut Herr werden!"

"Und die Angekommenen, was haben die zu dem Auftritt gesagt?" fragt Frau Stöhr. "Die haben doch gleich einen schönen Begriff bekommen von den Zuständen, die bei uns herrschen."

"Die drehten sich um und wollten sofort wieder nach dem Bahnhof zurück," antwortet Frau Hartmann. "Aber die Fabrikanten versperren ihnen den Weg und lassen sie nicht zurück. Und dann ist der alte Lindner hingesprungen, hat ein Papier hochgehalten und geschrien: Es ist Kontrakt gemacht, ihr müßt hierbleiben! Da hat eine Mandel Gendarmen die Leute in die Mitte genommen und sie wie eine Herde Vieh in die Stadt getrieben. Den anderen zehn Gendarmen hat der Bürgermeister befohlen, den Pöbel zu zerstreuen. Wie das besorgt worden ist, haben Sie ja noch mit zu sehen bekommen."

Frau Stöhr drückt ihr Töchterchen, das ihr lächelnd die Backen tätschelt, an sich, und während ihr langsam zwei Tränen die Wangen herunterlaufen, flüstert sie: "Nun werden wir wohl unseren Vater sobald nicht wiedersehen." Doch gleich darauf giebt sie sich einen energischen Ruck und sagt mit Festigkeit in der Stimme: "Es hilft nichts! Er muß durchgefochten werden!"

"Freilich, Frau Stöhr," pflichtet Frau Schneider bei. "So wie Ihrem Mann, kann es uns allen jede Stunde gehen. Ein solcher Kampf kostet nun einmal Opfer. Und das Recht ist auf unserer Seite, das ist die Hauptsache. Nicht einmal, tausendmal sind wir im Recht."

"Gallbitter kann einem aber doch die Empörung aufstoßen, wenn man sich die Sache überdenkt," sagt lebhaft Frau Hartmann. "Um unserer winzigen Forderung, dieser dreißig Minuten halber, um welche die Arbeitszeit verkürzt und die Mittagspause verlängert werden soll, einen solchen Krieg anzufangen!"

"Und diese Milderung täte doch so sehr not," erwidert Frau Stöhr. "Der jetzige Zustand ist zu gräulich. Heimlaufen, ein paar Bissen hineinwürgen und wieder losgehen. Mein Mann würde nicht so elend aussehen und körperlich nicht so sehr herunter sein, wenn er etwas mehr Zeit zum Essen hätte. Wenn er nach Hause kommt, ist er immer so abgehext, daß er nichts essen kann, weil ihm die Speise vor dem Magen stehen bleibt. Hat er sich endlich etwas beruhigt, ist es bereits wieder hohe Zeit, loszurennen. Von einem Bekommen des Essens kann ja bei solcher Hetz keine Rede sein."

"Zawohl! eine Schande ist es, wie wir leben müssen," stimmt Frau Schneider zu. "Durch die neuen Zollgesetze ist uns alles so verteuert worden, daß man überhaupt nicht mehr weiß, wie man ein Mittagessen zustande bringen soll. Und die dürftige Mahlzeit, die auf den Tisch kommt, kann nicht einmal richtig genossen werden. Dagegen, wenn man sich vorstellt, wie die Oberen tafeln! Was würde das für ein Lamento geben, wenn unser vornehmer Volk hier das Futter, das wir den Unsrigen jeden Tag vorsetzen müssen, verzehren, und es so verschlingen müßte, wie wir es tun müssen. Nach acht Tagen schon würde die Gesellschaft Ärzte aus allen Himmelsrichtungen holen und Badereisen wegen Verdauungsstörungen antreten. Aber der arme Mensch, der ihnen all ihren Reichtum schaffen muß, der soll alles über sich ergehen lassen."

"Darüber darf man gar nicht erst nachdenken, sonst könnte man ersticken vor Wut," sagt nun auch Frau Stöhr ergrimmt. "Ich weiß noch von der Zeit her, als ich Dienstmädchen bei Noack war, wie lange da gefaselt wurde, wenn es Gesellschaften gab. Da wurde langsam ein Gang verzehrt und geplappert, und wieder einer und noch einer. Dazu Vorspeisen, Hauptspeisen und Nachspeisen, Kompott, Vikör und Kaffee. Vor zwei Stunden sind sie nie vom Tisch aufgestanden."

"Der Noack ist gerade der allerichlimmste," sagt Frau Hartmann. "Es sollen im Fabrikantenverein schon Vorschläge zum Einlenken gemacht worden sein, denen aber der Noack am weitendsten widersprochen hat. Er will von einer Verständigung mit den Arbeitern nichts wissen, und da er der größte ist, gibt seine Stimme den Ausschlag. Er muß übrigens davon gewußt haben, daß heute ein Transport Streikbrecher unterwegs war, denn er fuhr mit seiner Equipage langsam die Bahnhofstraße entlang. Wie der Kerl zur Kutsche heraus geehrt hat, als die Gendarmen Ihren Mann fortgeschleppten, Frau Stöhr!"

Frau Stöhr senkt nur auf, während Frau Schneider in jähem Umschlag der Stimmung heiter, fast lustig ausruft: "Und es ist doch eine Freude, die Sache mitzumachen, so toll man sich auch manchmal ärgern muß. Ich bin ja, wie Ihr wißt, hier am Orte aufgewachsen. Wenn ich da so zurückdenke, wie oft meine Eltern unter diesen schrecklichen Verhältnissen gestöhnt und gekammert haben, und wie man sich doch immer wieder demütig in alles gefügt hat. Nicht ein Funke Courage war vorhanden, den Blutfaugern auch einmal die Zähne zu zeigen. Dagegen jetzt! Das ganze Arbeitsvolk, Männer wie Frauen, kampfesmutig und einig und geschlossen wie die Mauern! Mir ist manchmal, als müßte ich die Straßen entlanglaufen und immerfort juchhe! juchhe! schreien. So freut es mich, daß das arme Volk nicht mehr so knechtselig ist, und den Proben zeigt, daß es nicht bloß Arbeitsvieh sein, sondern auch etwas vom Leben haben will."

Frau Stöhr und Frau Hartmann lächeln. Die letztere hebt drohend den Finger und sagt: "Wenn das der Gendarm von vorhin vernommen hätte, würde er sagen: Da hört man es, wie übermütig das Volk ist. So gut geht es ihm, daß es am liebsten juchhe! schreien möchte. Im übrigen haben Sie nicht ganz unrecht, Frau Schneider. Nur die Hauptsache dürfen wir dabei nicht vergessen: Ohne den Rückhalt, den wir am Textilarbeiterverband haben, und ohne die Hilfe der anderen Arbeiter wäre die Stimmung unter unseren Leuten auch nicht so vorzüglich."

"Aber selbstverständlich, Frau Hartmann. Das ist ja gerade so erhebend, daß die ganze aufgeklärte Arbeiterklasse zu uns steht. Wenn ich lese, wie die Arbeiter überall für uns eintreten und für uns Opfer bringen, dann habe ich immer die Empfindung, die ich als kleines Mädchen hatte, wenn die Orgel in der Kirche recht schön spielte. Und als ich vor kurzem in unserer Volksstimme las, daß sogar die Obdachlosen in Berlin, diese allerärmsten Menschen, eine Pfennigsammlung für uns veranstaltet haben, da habe ich vor Rührung gehaut wie ein Kind."

"Ja, das ist auch wirklich ergreifend," stimmt Frau Stöhr bei. "Mein Mann hat schon recht, wenn er immer sagt, das sei gerade das Hauptverdienst der jetzigen Arbeiterbewegung, daß sie dieses Gefühl des Zusammengehörens so geweckt und gepflegt habe. Früher habe jeder Beruf seinen besonderen Stolz gehabt und da sei nicht daran zu denken gewesen, daß etwa die Maurer sich um die Weber, oder umgekehrt, kümmern hätten."

"Bewahre," nickt Frau Schneider. "Das ging damals über den Horizont der Leute

hinaus. Von solchen Dingen, über die doch wir Frauen jetzt schon reden, habe ich als Kind von niemand etwas gehört. „Jeder ist sich selbst der Nächste,“ hieß es immer. So hatte man es dem armen Volke in jeder Weise eingetrichtert, damit die Reichen es immer nur mit einzelnen zu tun hatten, die sie dann so recht nach Herzenslust ausmergeln konnten. Und weil das heute nicht mehr geht, weiß das reiche Volk sich vor Born und Mache gar nicht mehr zu lassen. Man braucht nur unser Amtsblatt zu lesen, da kann man es in jeder Nummer sehen, wie groß die Blut in den Kreisen der Fabrikanten ist.“

„Das Schlimmste ist nur,“ sagt Frau Hartmann nachdenklich, „daß wir die Unternehmer durch unsere Arbeit so reich gemacht haben, daß sie es nun wer weiß wie lange aushalten. Wie mein Mann sagt, rechnet man allgemein damit, daß der Streik noch über Weihnachten hinaus dauern wird. Daß sich bereits in aller Stille ein Komitee gebildet hat, das eine große Weihnachtsbescherung für unsere Kinder arrangiert, wißt Ihr doch? Meine beiden Unben freuen sich schon wie die Schneekönige auf die Feier.“

„Davon habe ich meinem Emil noch gar nichts gesagt,“ antwortet Frau Stöhr. „Der quälte mich sonst Tag und Nacht mit Fragen, was da wohl alles gemacht werden wird. — Wo in aller Welt mag der Junge übrigens geblieben sein? Er war doch mit auf der Straße. In der bitteren Kälte rennt der Bengel gewiß wieder die ganze Stadt ab, damit ihm ja nichts entgeht. Es ist nicht zu sagen, mit welcher Leidenschaftlichkeit der Junge bei der Sache ist. Der wird noch schlimmer als sein Vater.“

„Zunmer noch besser, als wenn er ein Dummhänser wäre,“ meint Frau Hartmann. „Was macht denn übrigens Ihr kleinstes, Frau Stöhr?“

„Ach ja!“ sagt Frau Stöhr aufstehend, „nach dem muß ich auch wieder mal sehen. Es ist munter und auch in guten Händen. Nebenbei bei meiner Mutter. Aber ich muß ihm die Brust reichen. Bei all dem Trubel weiß man schließlich nicht mehr, wo einem der Kopf steht und man vergißt das Nötigste.“

Auch die beiden anderen Frauen erheben sich.

„Die Gendarmen werden wohl nun ausgehoben haben, so daß man sich wieder auf die Straße wagen kann,“ sagt Frau Schneider. „Also, nicht verzagen, liebe Frau Stöhr! Den Kopf kann es Ihrem Alten ja nicht kosten. Bleiben Sie gesund mit Ihren Kindern! Auf Wiedersehen!“

„Adieu!“

Frau Stöhr nimmt ihr Töchterchen hoch, das ihr während des Gespräches mit den beiden Frauen vom Schoße geglitten ist und ruhig auf der Diele gespielt hat. Von dem kleinen Mädchen, dem Liebling ihres Mannes, eilen ihre Gedanken zu diesem selbst. Nun sie allein ist, kommt ihr das Geschehene erst voll zum Bewußtsein. Verhaftet! Gefesselt abgeführt! Der Brabe, Gute, der noch nie einem Menschen etwas zu Leide getan hat, im Gefängnis. Sie tritt an das Fenster und starrt durch die gefrorenen Scheiben in den finsternen Hof. Was wird das Ende dieses Kampfes sein? So vertieft ist sie in ihre Gedanken, daß sie gar nicht merkt, wie die Tür sich leise öffnet und ihr Knabe die dunkel gewordene Stube betritt. Erst als er sich an sie schmiegt, wird sie ihn gewahr. Schnell dreht sie sich um. „Wißt Du endlich wieder da? Und gewiß ganz durchgefroren.“

„Mein, Mutter! Ich schwitze.“

„Schwitzest? Bei der Kälte, die draußen ist?“

„Ja! Die Gendarmen wollten mich mit einsperren, und da bin ich gerannt.“

„Die Gendarmen Dich einsperren? Wo warst Du denn?“

„Zunmer hinter meinem Vater her. Als sie ihn in das Amtsgefängnis führten, ließen sie den Torweg etwas offenstehen; da bin ich mit hineingebn, ist.“

„Mit in das Gefängnis?“

„Ja! Bis auf den Hof. Da habe ich gehört, wie der eine Gendarm sagte: „Vertrocknete Weberseele, elendel! Willst Dich noch groß gegen königliche Gendarmen auflehnen!“ Nachher hat er meinen Vater gepufft. Dann haben sie ihn ins Gefängnis hineingestochen. Drinnen hat mein Vater „Hilf!“ geschrien. Da habe ich mit geschrien und da ist ein Gendarm herausgekommen und hat gesagt: „Warte, Du verfluchter Schlingel, Dich werden wir gleich mit einlocken!“ Da bin ich losgerannt und habe mich immerzu umgesehen, ob sie mich nicht etwa einholen.“

Frau Stöhr hört die letzten Worte ihres Knaben kaum noch. Sie sieht im Geiste ihren Mann mißhandelt, eingesperrt in eine kalte, finstere Zelle. Ihre ganze Gestalt strafft sich, unwillkürlich ballt sich ihre rechte Hand zur Faust. Am liebsten möchte sie ausschreien vor lochendem Zorn.

„Mutter!“

„Die Angeredete antwortet nicht. Der Knabe wartet eine Weile, dann wiederholt er lauter: „Mutter!“

„Ja, Emil! Was willst Du?“

„Ich weiß noch etwas.“

„Was denn?“

„Hinter den Gendarmen, die meinen Vater führten, gingen in der Bahnhofstraße zwei Männer. Der eine war der Schindler, weißt schon, der die neue Fabrik hat. Den anderen habe ich nicht gekannt. Er trug einen Kneifer, hatte einen schwarzen Schnurrbart und zwei große Schmarren über die eine Backe.“

„Das ist doch nichts besonderes, Emil!“

„Nein! Aber der Schindler sagte zu dem anderen: „Der Stöhr gehört mit zu den Schlimmsten. War albern, daß der Kerl bei der ersten Anklage wegen Streikpostenstehens nur eine Geldstrafe erhielt. Die zahlt ja doch die Parteikasse. Gleich eingesteckt müssen diese roten Hunde werden.“

„Das hat der Schindler gesagt! Und der andere? Hat der darauf geantwortet?“

„Der hat gesagt: „Ging nicht! Der Mensch war noch unbestraft und hatte auch nichts weiter gemacht, als ruhig vor der Fabrik gestanden. Aber heute hat er sich gegen die Staatsgewalt vergangen. Nun ist er reif! Jetzt soll es ihm eingetränkt werden!“

Frau Stöhr nickt nur stumm mit dem Kopfe. Da war es, was sie befürchtete. Fabrikanten, Polizei und Richter waren alle ein Herz und eine Seele. Und alle von dem gleichen Hass gegen die Arbeiter erfüllt. Da war ein graufames Urteil zu erwarten.

„Mutter!“ Der Kleine hebt sich auf die Fußspitzen und zieht den Oberkörper seiner Mutter zu sich herunter, bis er seinen Mund an ihr Ohr legen kann. Dann flüstert er: „Wenn ich groß bin, werde ich Sozialdemokrat. So einer wie Onkel Helmut.“

Frau Stöhr muß unwillkürlich lächeln. „Warum gerade wie Onkel Helmut?“

„Weil der mir immer so wunderhübsche Geschichten erzählt und so schön auf der Geige spielt. Wenn Weihnachten kommt, dann spielt er Stille Nacht, heilige Nacht und ich singe dazu. Gestern abend, als Du fort warst, haben wir das erstmal geübt.“

„Das ist schön! Da werden wir also zum Heiligabend Konzert haben. Im übrigen habe ich nichts dagegen, wenn Du Dir den Onkel Helmut zum Muster nimmst und so unermüdlich lernst und studierst wie er. Jetzt kommst Du aber mit in die Küche und spielst mit der Anna, bis Ihr schlafen geht.“

Die kleine Küche der Stöhrischen Wohnung dient den Eltern der Frau Stöhr zur Wohnung. Die Mutter ist noch leidlich rüstig, der Vater ein völlig siecher, alter Mann. Ein Leben voll harter Arbeit und Entbehrung hat den Körper verbraucht. Nur der Geist ist noch frisch und beweglich. Das verraten die lebhaften, hellen Augen in dem faltenreichen Gesicht des Greises. Es ist sein größter Kummer, daß er sich nicht mehr nützlich machen kann, sondern den ganzen Tag in einem alten Lehnstuhl hinbringen muß.

Die erste Zeit nach ihrer Verheiratung war Frau Stöhr mit in die Fabrik gegangen. Als Kinder sich einstellten, mußte das unterbleiben. Um in anderer Weise zur Erhaltung der Familie beizutragen, hatte Frau Stöhr eine Anzahl Waschstellen bei Herrschaften angenommen. Da war sie doch nicht ganz so gefesselt wie bei der Fabrikarbeit. Ohne die Hilfe der Mutter, die in ihrer Abwesenheit die Wirtschaft besorgte und die Kinder wartete, wäre auch dieser Erwerb nicht möglich gewesen. Mit dem Verdienst der Frau und der Beihilfe zur Wohnungsmiete durch Vermietung einer Kammer ihrer Wohnung an einen Kostgänger, kamen die Stöhrs so recht und schlecht durch.

Frau Stöhr lastet sich mit ihrem Knaben durch die dunkle Stube in die Küche. Die beiden Alten sitzen noch im Finstern. Sie wissen, daß jetzt noch mehr als sonst gespart, mit jedem Pfennig gerechnet werden muß. Frau Stöhr zündet ein Nachtlämpchen an, und bei dem matten Licht, das nun den Mann erhellt, gewahrt sie an den bekümmerten Gesichtern ihrer Eltern sofort, daß diese jedes Wort vernommen haben, das sie vorhin mit den beiden Frauen gewechselt hat.

Gegenüber dieser stummen Sorge drängt sie den eigenen Kummer zurück. Mit ruhiger, fester Stimme wendet sie sich an die Eltern: „Seid nur unbesorgt! Die Unterstützung erhalten wir ja fort, auch wenn mein Mann im Gefängnis ist. Ich arbeite auch weiter, da werden wir schon durchkommen.“

Der Lichtschein und die laute Stimme der Frau machen das Wickelkind munter, das die Großmutter bis dahin leise auf ihren Knien geschaukelt hat. Es macht laugende Bewegungen mit dem kleinen Munde und verzieht das rosige Gesichtchen. Schnell nimmt es Frau Stöhr und reicht ihm, ehe es noch zu schreien beginnt, die Brust.

Nachdem das kleine geöltigt ist, schickt sich Frau Stöhr zum Gehen an. „Morgen ist Waschtage bei Noack’s,“ sagt sie, „da muß ich heute abend noch hinaus und die Wäsche einweichen. Zu besorgen ist ja, da mein Mann nicht kommt, nichts weiter. Eßt Abendbrot, und wenn die Kinder müde sind, können sie ins Bett gehen. Gute Nacht, Emil! Gute Nacht, Anna! Seid hübsch artig.“ Zu den Eltern gewendet: „Ihr seid ja noch auf, wenn ich zurückkomme.“

(Fortsetzung folgt.)



Das Ruineneiland der Ostsee.

Von Ludwig Leiffen.

(Schluß)

Bei den Kindern sind Volkstrachten noch seltener zu beobachten, als bei Erwachsenen, denen das „alle“ Gewand das Festgewand ist, das auch hier, wie überall in Kulturländern, wo es noch Volkstrachten gibt, immer mehr aus der Mode kommt.

Zunmerhin klappern doch noch in vielen Häusern die Webstühle und es ist nicht allzu selten, daß die Enkeltochter mit freudigem Stolz ein Gewand vorweist, das schon Großmutter oder Urgroßmutter in ihren Mädchenjahren getragen haben. Farbe und Festigkeit des Gewebes scheinen wetterbeständig zu sein; die Kleidungs-

leit des Schnittes läßt die Verbtheit des Stoffes vergessen; heute fertigt man die alten, kernigen Gewebe nicht mehr an, denn auch auf dieser weltentlegenen Insel gibt es so etwas wie eine Mode.

Das alte gotländische Haus ist gleichfalls recht selten geworden. Nicht daß der Stein das Holz in diesem holzreichen Lande verdrängt hätte! Im allgemeinen baut man überall in Schweden noch viel aus Holz; nur die ganz

Dach sorgsam überhangene Hauptetage, auf die sich grazios ein schlankwirkendes Dachgeschloß aufsetzt. Ober- und Unterräume sind verhältnismäßig fensterarm. Der Mittelraum hingegen, der die Wohn- und Schlafkammern birgt, läßt Licht und Luft in reichem Maße ein.

In diesem Haus ist gewöhnlich alles aus Holz; nur selten ist ein kaum meterhohes Steinfundament vorhanden. Derbe, rußgeschwärzte

Mittletage enthält die Wohnräume und Schlafkammern. Ein gut Teil des alltäglichen Lebens der Gotländer spielt sich aber nicht hier, sondern auf der zwei Meter und mehr breiten Veranda ab, auf welcher zur günstigen Jahreszeit vielfach auch geschlafen wird. Mitunter sind aber die Schlafräume auch in den Bodenkammern untergebracht, zu denen eine leiterartige Stiege hinaufführt, deren Erklettern Übung verlangt.



Der letzte Schultag.

großen Städte machen von dieser Regel eine Ausnahme, schon ihre starke industrielle Entwicklung bedingt das.

In seiner Urform ist das alte gotländische Haus ein Blockhaus, roh gezimmert und ungetüncht, wie es uns eine der Abbildungen vor Augen führt. In seinem architektonischen Aufbau erinnert es fast an eine asiatische Pagode: ein schmalgehaltenes Erdgeschloß trägt eine verandenumgürtete, von dem vorspringenden

und wettergebeizte Holzschotte bilden Außen- und Innenwand, Treppen, Pfeiler, Streben und Dachbelag. Die besseren Häuser sind dabei in der Weise gebaut, daß den horizontal gelagerten (meist schuppenartig übereinandergelegten) Holzschotten der Außenwand, solche in senkrechter Lagerung bei den Innenwänden entsprechen.

Im Erdgeschloß befindet sich gewöhnlich die Küche und der Arbeitsraum; gelegentlich ist auch ein Verschlag für Kleinvieh angebracht. Die

Die Innenausstattung der Wohnräume ist nach unserem Geschmack meist eine recht primitive. Tische, Stühle, Schränke haben etwas Verb-Klobiges. Die oft reich mit Metallbeschlag versehene Truhe, welche häufig zur Bett-Truhe, einer Art hölzernen Schlafsofa, wird, fehlt nirgends; ebenso fehlen auch nicht die Blumen, die in irdenen, häufig buntbemalten Scherben vor den kleinen, quadratischen Fenstern blühen und in die großen, niedrigen Wohnräume einen

holden Schimmer von Freude und Frohsinn tragen.

Die alten, massigen Möbelstücke, die Pfosten des Haustores, die Enden der Dachbalken sind häufig mit einer wunderlichen Schnitornamentik versehen; meist sind es lineare Flehlungen, die in primitiver Art ein Tier- oder Pflanzenmuster zeigen. Doch auch Wolfs- und Drachenköpfe, Schiffsnäbel findet man in mehr oder weniger unbeholfener Vollplastik herausgearbeitet. Ähnlichen Motiven begegnet man

fahrende und ausfahrende Schiff bedeutet immerhin ein kleines Ereignis. Die aufgespeicherte Neugier des Tages macht sich dann Luft; wer irgendwie die Zeit erübrigen kann, versäumt es nicht, sich zur Abfahrt des nach Stockholm, Kalmar oder Stettin abgehenden Dampfers einzufinden.

Wenn man dann als Abschiednehmender auf dem Deck des Schiffes steht, traut man seinen Augen kaum, welch ein Menschengewoge den tagsüber so stillen Hafendamm erfüllt.

Noch einmal grüßt die alte Hansestadt mit ihrer ganzen Schönheit den Scheidenden. Schon geht ein leises Zittern durch den Schiffskörper: die Maschinen arbeiten. Dann weicht die Steinmauer des Hafenkais allmählich zurück. Die Matrosen haben die Tane von der Hafenboje gelöst. Polternd wideln die Dampfkräne das nasse Tauwerk an, das klatschend und tropfensprühend über Deck holpert. Aber dann bannt wieder die entschwindende Stadt den Blick. Und wie das Schiff langsam aus dem Hafen herausgleitet,



Hurrah, ferien!

auch bei älterem Hausgerät, bei Feuerzangen, Uhrgehäusen, Spinnrädern usw.

Wissby selbst ist an Volksleben oder an dem, was damit im engeren Zusammenhang steht, recht arm. Sein Marktleben unterscheidet sich in nichts von dem anderer Städte. Das Herz des öffentlichen Lebens pulsiert am Hafen, wo sich die Agenturen der größeren Schifffahrtsgesellschaften befinden. Auch der Bahnhof ist dort. Und wenn sonst wenig Neues aus der großen Welt nach dem Hauptort des stillen Ostsee-Lands dringt: jeder Bahnzug, jedes ein-

Zeitungen werden ausgerufen, Erfrischungen aller Art feilgeboten. Auch die Maritänthändler mit den „echt-antiken“ Andenken an Wissby fehlen nicht. Wittern sie einen Touristen, dann steigen sie sofort aufs Schiff und entwickeln daselbst eine geradezu unheimliche Redegewandtheit, ihren Land an den Mann zu bringen. Nicht einmal das dritte Glockenzeichen vermag sie zu vertreiben. Erst wenn sie sehen, daß die Matrosen ernstlich daran gehen, die Schiffsbrücke ans Land zu ziehen, denken sie an den Rückzug. Und dieser Augenblick ist der geeignetste, eines ihrer „Andenken“ wirklich preiswert zu erwerben.

und die braunen Manern und die bröckelnden Türme mehr und mehr den Blicken enteilen, die sich gar nicht von ihnen trennen wollen, ist es, als versänke ein Traum in das graue Meer, als hätte man etwas geschaut, das es nur im Märchen gebe. Stahl und farg glohen die Uferhöhen Gotlands auf das bleifarbene Meer. Alle Freundlichkeit ist von der Insel genommen. Und wie sie dem auf flinken Dampfer enteilenden Fremden mählich mehr und mehr in den Fluten versinkt, hängen seine Gedanken und Erinnerungen um so fester an ihr: dem Ruineneiland der Ostsee. —

Die Urthierchen als Feinde des Menschen.

Von C. Theising.

Wenn von den tierischen Feinden des Menschen gesprochen wird, denkt jeder wohl in erster Linie an die großen gefürchteten Raubtiere oder an die Giftschlangen. Nach einer sehr interessanten Statistik, die bereits seit Beginn der siebziger Jahre von der englischen Regierung über die durch Schlangen und Tiger verursachten Todesfälle in Indien geführt wird, sollen dort jährlich etwa 20 000 Personen dem Schlangengift erliegen und rund 1000 Menschen unter den Pranken des Tigers ihr Leben aushauchen. Ist namentlich die erste Angabe auch sicherlich zu hoch gegriffen, da zahlreiche Morde und Selbstmorde usw. fälschlicherweise den Schlangen zur Last gelegt werden, so sind dennoch diese Zahlen fürchtbar genug. Was aber wollen diese Verluste bedeuten gegen die Verheerungen, die ständig von den niedersten tierischen Lebewesen, den Urthierchen oder Protozoen, angerichtet werden.

Noch vor wenigen Jahrzehnten ahnte niemand, welche gefährlichen Feinde des Menschen und der Tiere sich unter diesen winzigen Geschöpfen verbergen, spielt sich doch ihr zerstörungswerk ganz im geheimen ab. Da entdeckte der französische Militärarzt Laveran im Jahre 1880 in Algerien im Blute Fieberfranker kleine bewegliche Gebilde, die er mit scharfem Blick als Urthierchen erkannte. Weitere Untersuchungen folgten, und bald konnte es als sichergestellt gelten, daß in der Tat das gefürchtete Wechselfieber (Malaria) von bestimmten Urthierchen hervorgerufen wird. Die Bedeutung dieser Erkenntnis ist gar nicht hoch genug zu bewerten. Wie wenige Jahre vorher (1874), nachdem Robert Koch zum erstenmal in überzeugender Weise den Nachweis erbracht hatte, daß der Milzbrand von eingedrungenen Bakterien erzeugt wird, bald auch bei zahlreichen anderen Krankheiten, und zwar gerade bei den gefährlichsten Seuchen, bei Tuberkulose, Typhus, Diphtherie, Cholera, Pest usw., Bakterien als Erreger nachgewiesen wurden, so ging es auch in diesem Falle. Hunderte von Forschern machten sich mit Feuereifer an die Bearbeitung dieses unbeackerten, fruchtverheißenden Feldes, ihm ihre ganze Arbeitskraft widmend, und bereits heute machen die Urthierchen den Bakterien als Krankheitserreger eine traurige, aber erfolgreiche Konkurrenz. Von Monat zu Monat kann man fast sagen, von Jahr zu Jahr steigt die Zahl der Leiden, als deren Verursacher Protozoen vermutet oder mit Sicherheit erkannt werden. Bei dieser Sachlage darf man wohl erwarten, daß jeder diesen für unser Leben so wichtigen Geschöpfen Interesse entgegenbringt. Aber trotzdem klingt der Name Urthierchen den meisten noch ganz fremd. Man muß leider sagen, daß mit Nennung weniger Namen, wie Malaria, Schlafkrankheit usw., und den spärlichen sowie zum Teil ungenauen Zeitungsnotizen die Wissenschaft der meisten erschöpft ist. Wie aber jeder Gebildete wenigstens die Grundzüge der Bakteriologie kennen sollte, so gehört es ebenfalls zur Bildung, daß man wenigstens einige Kenntnisse von den so interessanten und wichtigen Lebensvorgängen der Urthierchen besitzt. Die Volksschule sowohl wie die höheren Anstalten, denen ja in erster Linie die Aufgabe zusteht, in dieser Hinsicht aufklärend zu wirken, versagen hier leider noch vollständig, wenn auch nicht verkannt werden soll, daß gerade in den letzten Jahren eine starke Bewegung eingesetzt hat, um auch den Naturwissenschaftlern eine ihrer Bedeutung einigermaßen entsprechende Stellung im Schulunterricht einzuräumen. Das aber ist Zukunftsmusik! Heute muß man leider noch immer mit einer bedauerlichen Unkenntnis

rechnen. Bei dieser Sachlage dürfte es daher zweckmäßig sein, zuerst einige allgemeine Bemerkungen über Bau und Leben der einzelligen Tiere voranzuschicken, da man nur so ein Verständnis des Baues der zum Teil etwas abweichend organisierten und infolge der schmarotzenden Lebensweise veränderten parasitischen Urthierchen gewinnen kann.

Als der alte Chr. G. Ehrenberg, den man allgemein als den Begründer der wissenschaftlichen Protozoenkunde bezeichnet, um die Mitte des vorigen Jahrhunderts sein großes Werk über die Infusionstierchen herausgab, herrschte über die wahre Natur dieser vielgestaltigen Geschöpfe noch große Unklarheit. Man hielt damals die Urthierchen ganz allgemein den höheren Tieren in ihrer Organisation für gleichwertig. Auch in dem genannten Werke findet man Urthierchen zusammen mit verschiedenen vielzelligen Lebewesen in buntem Durcheinander dargestellt. Wie sich bei jedem höheren Tier und jeder Pflanze der Körper aus zahllosen winzigen Bausteinen, den Zellen, zusammensetzt, so sollte es auch bei diesen, nur mit Hilfe des Mikroskops deutlich wahrnehmbaren Tierchen der Fall sein. Man schrieb ihnen infolgedessen auch den Besitz echter Organe, eines Nervensystems, Darmkanals, von Geschlechtsdrüsen und Muskulatur zu. Erst sehr allmählich vermochten Dujardin und v. Siebold mit ihrer Ansicht durchzudringen, daß alle Urthierchen, so hochentwickelt ihr Bau auch erscheinen mag, dennoch nur den Wert einfacher Zellen beanspruchen dürfen. Auch noch ein anderer Irrtum konnte nur langsam ausgerottet werden. Es ist bekannt, daß sich im Mittelalter, in der Blütezeit der Alchimie, ernsthafte Männer damit beschäftigten, in der Retorte des chemischen Laboratoriums ein kleines Menschenlein, einen Homunkulus, zu erzeugen. Ja, solange die Kenntnis über die Entwicklung der Organismen noch so unvollkommen waren, nahm man ganz allgemein an, daß selbst hochorganisierte Tiere, wie Kröten und Aale, aus dem Schlamm ihrer Wohngewässer durch Urzeugung entstehen sollten. Und bei Landleuten hat sich vielfach noch bis in unsere Tage der Glaube erhalten, daß Flöhe und anderes „Ungeziefer“ von selbst entstünden, wenn man Urin auf Sägemehl göße. Nun kann man jederzeit leicht beobachten, daß in Wasseraufgüssen auf Heu oder auf trockene Blätter, in denen anfangs nichts von Leben zu erblicken ist, nach wenigen Tagen bereits zahlreiche Urthierchen sich zu entwickeln beginnen. Da man zu jenen Zeiten sich keine Vorstellung zu bilden vermochte, wie die Tiere in die Gefäße hineingelangt sein könnten, war es die einfachste Annahme, daß sie ebenfalls einer Urzeugung ihr Dasein verdanken. Heute wissen wir jedoch, daß davon gar keine Rede sein kann, denn ursprüngliche Organismen haben wir in den Einzellern ebensowenig vor uns wie in den Würmern, Säugetieren oder anderen vielzelligen Lebewesen; diese wie jene tragen vielmehr unverkennbar das Zeichen an sich, daß ihre Art eine lange historische Entwicklung durchgemacht haben muß. Daher ist der Name Urthierchen sachlich auch durchaus nicht berechtigt und nur geeignet, falsche Vorstellungen zu erwecken. Im Laufe der Jahrzehnte hat er sich jedoch so eingebürgert, daß es schwer ist, ihn abzuschaffen.

Da die Protozoen „einzellige“ Lebewesen sind, sollte man eigentlich denken, ihr Bau wäre ein sehr einfacher und gleichförmiger. Doch weit gefehlt! Auch sie lassen sich in entsprechender Weise wie die höheren Tiere in mehrere scharf getrennte Klassen und Ordnungen mit zahllosen, wohl charakterisierten Arten zerlegen. Ja, die Behauptung erscheint kaum übertrieben, daß zwischen einer Amöbe (Wechselfierchen) und einem Wimperinfusorium fast ebenso be-

deutende Unterschiede bestehen wie zwischen einem Wurm und einem Wirbeltier.

Da ich wohl kaum voraussetzen darf, daß allen Lesern dieses Blattes der Bau und die feinere Organisation der Urthierchen hinlänglich vertraut ist, möchte ich wenigstens in aller Kürze an dem Beispiel eines freilebenden Protozoons hier darauf eingehen.

Was das Vorkommen der Urthierchen in der freien Natur anbelangt, so finden wir sie in fast universeller Verbreitung als Bewohner des süßen Wassers und der Meere und endlich auch der feuchten Erde. Bedingung für ihre Existenz ist nur ein genügender Feuchtigkeitsgehalt des umgebenden Mediums. Die Mehrzahl der Urthierchen ist mikroskopisch klein, nur wenige Arten werden so groß, daß man sie bereits mit unbewaffnetem Auge deutlich zu erkennen vermag. Aber trotz dieser winzigen Dimensionen sind die Formen, in denen uns die Urthierchen entgegentreten, so abwechslungsreich, so verschiedenartig, daß eine einheitliche, generelle Beschreibung unmöglich wird. Man denke nur an Arten wie die Amöben oder Wechselfierchen und die Foraminiferen einerseits, auf der anderen Seite an die zierlichen Gitterkugeln des Meeres, die Radiolarien oder an die formenschönen Sonnentierchen und endlich an die artreichen Klassen der Geißel- und Wimperinfusorien.

Eins der einfachsten Urthierchen, das seinen Wert als einfache Zelle sofort erkennen läßt, ist die große, auf dem Schlammgrunde unserer Sümpfe lebende Amöbe proteus. Betrachtet man ein solches Tierchen bei schwacher Vergrößerung, so erscheint es als ein kleines, unregelmäßig gestaltetes Schleimklümpchen. Ständig wechselt sein Aussehen. Fortsätze, sogenannte Scheinfüßchen oder Pseudopodien, werden ausgestreckt und wieder eingezogen. Bald hat das Tierchen die Gestalt einer Kugel, bald streckt es sich ganz in die Länge, und im nächsten Augenblick entsendet es wieder nach allen Himmelsrichtungen schleimige Ausläufer. Bei stärkerer Vergrößerung erkennt man, daß der Körper der Amöbe von einer hellen, zähflüssigen, gleichartigen Grundsubstanz, dem Zellsaft oder Protoplasma, gebildet wird, in dem zahlreiche, stark lichtbrechende Körnchen, die Granula, eingebettet liegen, nur eine schmale Randpartie, die sich gleich einem Mantel um das ganze Tier erstreckt und als Ektoplasma bezeichnet wird, ist völlig körnchenfrei. Ecto- und Entoplasma müssen bei der Amöbe alle zum Leben notwendigen Funktionen verrichten, die bei einem höheren Tiere auf all die verschiedenen, aus tausenden von Zellen bestehenden Gewebe und Organe verteilt sind. Im Innenplasma spielen sich die Vorgänge der Verdauung ab, während der helle Protoplasmasaum hauptsächlich die Fortbewegung dienstbar ist. In dem Innenplasma finden wir noch ein wichtiges Organ, das erst den Begriff „Zelle“ vervollständigt. Es ist ein kleines, kugeliges Bläschen: der Zellkern.

Man sieht ihm seine Wichtigkeit für die Existenz der Zelle nicht an, und trotzdem ist er es, der einen normalen Ablauf der gesamten Lebensfunktionen der übrigen Zellteile bedingt. Zellen, denen man künstlich den Kern geraubt hat, gehen unfehlbar in kurzer Zeit zugrunde. Zwar behalten sie noch eine Zeit lang ihr gewöhnliches Aussehen, kriechen unruhig, nehmen wohl auch wie in gesunden Tagen Nahrungskörper auf, aber sie vermögen die Nahrung nicht mehr zu verdauen und ungenutzt bleibt sie im Protoplasma liegen. Bald machen sich denn auch Verfallerscheinungen an dem operierten Tiere bemerkbar; es zerfällt in einen losen Körnchenhaufen. Der Zellkern dagegen vermag sich, sofern ihm auch nur ein Teil des Protoplasmas verblieben ist, wieder zu einer vollständigen Zelle auszuwachsen. (Fortsetzung folgt.)

Von freundes Hand.

Teilerzählung des Zyklus „Unterirdische Menschen“, von H. Strug. Aus dem Polnischen übersetzt von E. Hirschfeld.

Waler lauschte, lauschte schon an die zwei Stunden. Wenn die Diskussion in den kurzen Pausen zwischen der Rede des einen und des anderen abbrach, hob er den gesenkten Kopf und ließ den Blick wie irre über die Anwesenden gleiten, als erkenne er niemand. Ihm scheinen alle auf einmal verändert. Ist ein Wunder geschehen?

Die Stube selbst, in der sie nun seit einem Jahre zusammenkommen, hat ein anderes Aussehen. Alles ist nicht mehr so wie früher. Das Gestern anders und das Morgen weiß der Teufel wie! Alles geht drunter und drüber. Stürzt der Himmel ein, geht die Erde in Trümmer? Ach, daß Euch doch alle der Teufel holt! Wer sich da nur zurechtfinden könnte! Wenn sie doch nur abwarten wollten! Aber ist es denn möglich, kann es möglich sein?

Solche Dinge sind schon öfters vorgekommen? Allerdings. Und doch, und doch, wenn man es ihm hundertmal ins Gesicht sagt, wenn man es ihm — was zum Teufel will das alles sagen? Selbst wenn die Toten aus ihren Gräbern auferstehen und Zeugnis ablegen, er glaubt es doch nicht, faßt es doch nicht. Sollte er betrunken sein und hat doch keinen Schluck Brantwein an die Lippen gesetzt?

Zum Kopfe hämmert und bohrt es unaufhörlich, unerträglich, daß man um Hilfe schreien möchte. Es gibt Teufel — ohne Zweifel, wenn es auch heißt, es gebe schon lange keine mehr, wie es keinen Gott im Himmel gibt. So haben sich auch jetzt die Teufel eingefunden — der Teufel weiß woher —, sind da, wirklich und wahrhaftig. Einer von ihnen hält in der schwarzen Wote eine Schraube, fest sie ihm an den Kopf, an den Scheitel, an eine Schläfe, an die andere, wo es ihm gerade paßt. Und wenn er die richtige Stelle gefunden, kommt der andere hinzu und schlägt mit dem Hammer auf die Schraube: eins — zwei . . . Der Mader merkt's, wo es am meisten wehtut; da hämmert er drauf los bis an die vierzehn Male, ohne aufzuhören. . . . Netze Schmiede! Nur wenig Zeit, eine kleine Weile nur braucht es, bis sie ihm den Schädel ringsum zerbohrt haben, da braucht er nur mit dem Kopfe zu wackeln, und alles, das Hirn und die ganze Seele, liegt bloß.

Er lauscht dem Gespräche nicht mit den Ohren, nein, mit ganzer Seele. Warum beißen sich die Kerls so?

„Spät, 's ist spät, Schluß! Was gibt's da noch zu schwätzen?“

„Ge, Ihr dort, laßt den Streit für später! . . .“

„Quatsch doch nicht so viel. Zur Ordnung. . . .“

„Genossen!“

„Ruhig dort! Abstimmen!“

„Aber auf Betteln; es handelt sich doch um eine wichtige Sache.“

„Sieh mal an, wie zart befaltet! Laßt Euch doch vom Pfaffen den Lalar unhängen.“

„Wenn Ihr Euch fürchtet, dann los.“

„Auf Betteln also?“

„Was, sind wir hier nicht unter uns?“

„Schluß. Schluß. Man weiß ja, um was es geht.“

„Wieso schließen? Es fängt doch eben erst an.“

Waler blickt von einem zum andern. Durch Rauchwolken und das gelbe Halbdunkel des Küchenlämpchens sieht er düster glimmende Augen, erhitzte, fremde Gesichter. Drohungen hört er. Lärmen. Selbst diejenigen, die sich sonst wortlos in die Ecke gedrückt, haben heute das Wort ergriffen, sind heute gerade die Lau-

testen. Da muß doch was verteuft Wichtiges geschehen sein!

Stotternd, mit fremder Stimme bringt Stasinowski etwas vor, flucht und schlägt dröhnend mit der Faust auf den Tisch; dabei ist natürlich kein Wort verständlich. Sucht unterbricht ihn und beginnt leise und eindringlich zu flüstern, daß es einem kalt überläuft. Sein bageres Gesicht schrumpft zusammen, als wollte er beißen. Seine knöchernen, gelben, mit Zahelad beschmierten Finger krallen sich in den Tisch. Eine Augenblicksflille tritt ein. Waler läßt, daß ihn jemand am Arm rüttelt. Es ist Karas. Er sagt etwas und blickt ihn dabei mit bösen Augen an.

„Na, jetzt ist es an Dir, zu sagen, was Du von der Geschichte hältst. Jeder von uns hat sich in der Sache bereits ausgesprochen, nur Du nicht. Drum schnell, heraus mit der Sprache. Ziehst ja ganz merkwürdig aus. Los, Waler, machs Maul auf. In dieser Sache muß jeder, aber auch jeder seine Meinung sagen. Nicht wahr, Genossen? Und wenn er stumm wäre, er müßte doch reden. 's ist eben keine Meinigkeit, handelt sich um Leben und Tod, da darf sich keiner drücken. Hab ich recht, Genossen?“

Waler stöhnte in maßloser Wut, stand plötzlich auf beiden Füßen, richtete sich so hoch auf, daß sein Kopf beinahe an die Zimmerdecke reichte und hielt Karas; die Faust dicht unter die Nase.

„Du Schandkerl, nimm Dich in acht, sage ich Dir. Was hast Du mich so anzulocken? Hüte Dich, sage ich Dir, verstanden? Sonst packe ich Dich und schmeiße Dich an die Wand, daß Du nachher Deine Knochen zusammenlesen kannst. Unterstehe Dich nicht, mit mir so zu reden, verstanden?“

„Was sagt ein Mensch dazu?“

„Schweig!“ donnerte ihn Waler mit einer Stimme an, daß die Scheiben erzitterten, und holte zu einem wuchtigen Schläge aus.

Alle sprangen schweigend, doch erwartungsvoll auf. Aber schon stand der greise Reichert vor dem tobenden Riesen, ergriff dessen beide Hände und hielt sie fest. Der Alte nahm sich neben dem Sänen wie ein kleines Kind aus.

„Sei nicht närrisch, Waler, und brülle nicht so. Wußt doch Vermunft annehmen, Mensch. Und Du, Karas, bist wohl nicht recht gescheit, siehst Du denn nicht, was in dem Menschen vorgeht? Willst wohl selbst was abtriegen? Da muß man ja rein vernagelt sein, um gerade in einem solchen Augenblicke . . .“

„Sehr richtig!“ ließ sich von irgend woher eine Stimme vernehmen.

„Ruhig, Karas, mag ihm der Alte den Kopf zurechtfeben.“

Karas zuckte zusammen, als hätte ihn etwas gestochen. Dann trat er an den Tisch, blickte die Menschen im Kreise an und preßte die Finger ineinander, daß die Gelenke knackten.

„Hör mal, Waler,“ begann der Alte gutmütig, ohne Walers Hände loszulassen, „ich merke wohl, was in Dir vorgeht. Ich blide bis auf den Grund Deiner Seele. Glaubst Du etwa, daß es uns leicht wird? Er war doch Genosse, nicht? Ein Genosse so gut wie wir alle? S wo denn? Sogar besser war er als wir. Hast Du denn eine Ahnung, was der schon Arbeit geschafft hat seit Jahr und Tag? Ich weiß es. Dein Freund war er? Schön. Er war aber auch der meine und stand mir näher als Dir. Das muß alles bloß mit dem Verstande genommen werden. Und der sagt eben nichts, nur: den Tod!“

„Tod — den Tod!“

„Sein Urteil ist fertig!“

„Wehe dem, der ihn in Schutz nimmt!“

„Also, verstehst Du, Du mußt uns zustimmen. Wenn nur eine Spur von Zweifel wäre! Aber es ist wahr! Da sprechen Zeugen, lebendige Menschen; sie können es sogar bejahen. Ein Beweis: seine eigene Handschrift; noch einer: was der Genosse erzählt, den sie jochen aus der Zitadelle herausgelassen haben. Das alles hast Du mit eigenen Ohren gehört, das alles hast Du mit eigenen Augen gesehen. Wäre es nichts als ein Verdacht, ich wäre der erste, so wahr ich ein alter Mann bin, der Eile nicht zugelassen hätte. Aber es ist Wahrheit, schreckliche, unwiderlegliche Wahrheit! Todssünde lastet auf ihm und Bruderblut. Ein Verräter ist er, ein Judas. Und wir — seine Michter! Da hilft nichts. Die Gerechtigkeit will es und die Arbeitersache. Und dann, siehst Du, müssen wir uns doch schützen. Heute oder morgen geht der Höllenjohn und Gendarmenknacht hin und verrät uns alle bis auf den letzten Mann. Das behalte im Auge, Waler, und stimme uns gleich bei, damit alle, die Dich nicht so kennen wie ich, sehen, wie Du zur Sache stehst. Und nimm Dich in acht, Waler, beuge keine Unmuthen vor Deinem guten Herrn nimm Dich in acht, Waler. Ach alter Mann warne Dich.“

Mit gespannter Aufmerksamkeit lauschte Waler der Rede des Alten. Er vernahm jedes Wort, doch kaum hatte er den Sinn des einen Wortes erfaßt, kam schon ein zweites, drittes, zehntes, hundertstes hinzu, so daß er zuletzt wieder nichts mehr verstand. Fortwährend glitt ein unfähig gramvoller Blick über die Anwesenden, ob sich unter ihnen nicht einer fände, der ihn verstände, der begriffe, was ihn bedrückte. Niemand. Er begegnet nur finster blickenden Augen; bei manchem glaubt er sogar heimliche Freude zu erkennen. Wie angenagelt bleibt er mitten im Zimmer stehen und bedeckt das Gesicht mit beiden riesigen Händen. Diese verfluchten Schmiede haben seinen armen Kopf übel zugerichtet.

Blöcklich trat er an den Tisch und stützte sich mit beiden Händen schwer darauf. In gebeugter Haltung stierte er unablässig auf die Stelle, wo das schreckliche Dokument lag. Er mühte sich, nur einen Gedanken auszubedenken. Wie aus weiter Ferne drangen die Schlüsselworte zu ihm herüber: „Mit dem Messer, mit dem Messer, ohne Lärm. . . .“

„Zu zweien — drei sind zuviel . . . Einer schafft es nicht, höchstens wenn Waler . . .“

„Still, sonst wird er wieder wild.“

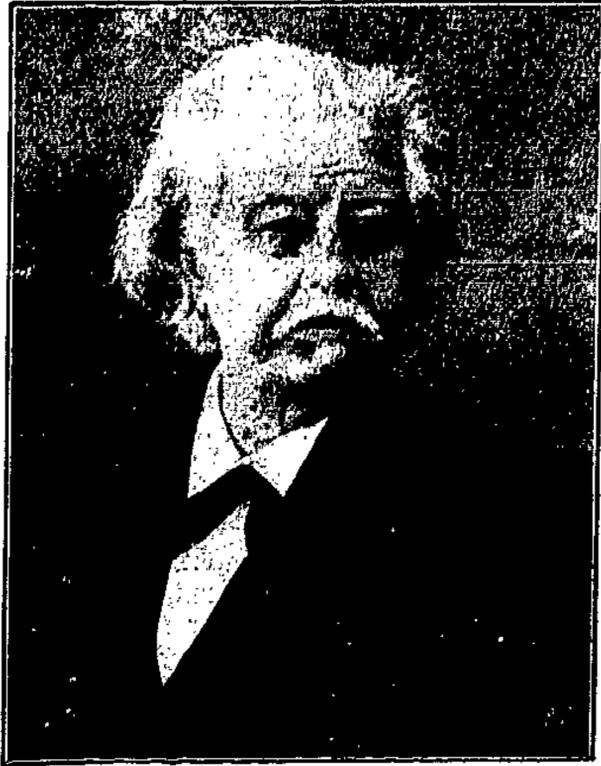
„Die Hauptsache dabei ist, daß tiefstes Geheimnis bewahrt wird.“

„Demjenigen, der es übernimmt, muß auch gesagt werden, daß, wenn die Sache schief geht, der Strick ihm sicher ist.“

„Ach was, immer noch besser als die lebenslängliche Katorga.“

„Mir wäre es egal . . . ich täte es allein, wenn die Partei nur für meine Mutter sorgen wollte.“

Blöcklich glaubte Waler eine Erleichterung zu verspüren. Der Sturm, der seine Gedanken durcheinander gewirbelt, begann nachzulassen. Allmählich beruhigte er sich, seine Gedanken wurden zusammenhängender, und er begann zu merken, was um ihn her vorging; was für ein Ding da vor ihm auf dem Tische lag. Er erlangte auch allmählich seine Stimme wieder und machte angestrengte Versuche, trübe, verworrene Gedanken auszusprechen. Seine Stimme klang, als wiederhole er etwas Vorgesagtes; bald flüsterte er geheimnisvoll, bald schrie er laut hinaus, wobei er unablässig auf den Tisch stierte, als lese er etwas vom Tische ab. (Fortsetzung folgt)



Wendelin Weiskheimer

Am 15. Juni 1910 kam aus Nürnberg die Kunde von dem Tode des Komponisten Wendelin Weiskheimer. Der Verstorbene war am 16. Februar 1838 zu Ostheim in Hessen geboren. Seine musikalischen Schöpfungen sind namentlich in Arbeiterkreisen, denen er als Künstler und Mensch nahe stand, bekannt geworden. Von seinem Verkehr mit bedeutenden Künstler-Persönlichkeiten (Wagner, Liszt usw.) erzählen manches Interessante seine Memoiren, deren erster Band 1898 bei der Fränkischen Verlagsanstalt in Nürnberg erschienen ist; ein zweiter Band wird demnächst unter dem Titel „Wagnerthier Märkchen — Wagnerrache“ ebendort herauskommen. Eine der letzten von Weiskheimer's Kompositionen war die Vertonung des Freiligrath'schen Liedes „O Lieb, so lang du lieben kannst.“ 30000 Arbeiter geleiteten den Toten zum Grabe.

Eine aktuellere Ausgestaltung der „Neuen Welt“ beginnt mit der vorliegenden Nummer: die letzte Seite unseres Blattes wird fortan in der Hauptsache ausschließlich Bilder von solchen zeitgeschichtlich charakteristischen, etwa um zwei Wochen zurückliegenden Geschehnissen bringen, von denen wir annehmen können, daß sie unsere Leser ganz besonders interessieren. Aber nicht der von der bürgerlichen illustrierten Presse mit Vorliebe geübten strupelosen Sensationsmacherei soll von uns Rechnung getragen werden, sondern nur jenen aus dem Alltagsniveau hervorstechenden Ereignissen des öffentlichen Lebens, die es wirklich verdienen, im Wilde festgehalten zu werden. Dasjenige, was den modernen Arbeiter aus den Vorgängen der jeweilig letzten Wochen politisch, beruflich, künstlerisch und wissenschaftlich interessiert, werden wir vor allen Dingen zu berücksichtigen suchen: Ereignisse im politischen, gewerkschaftlichen und genossenschaftlichen Leben, Geschehnisse, denen der Arbeitersportler nahe steht, wichtige Fortschritte und Erfindungen auf den Gebieten der Technik und der Naturwissenschaft, zahlreiche Opfer heischende Unglücksfälle usw. Der bisher gepflegte Notizenteil wird dadurch notwendigerweise einige Einschränkung erfahren müssen, jedoch keineswegs gänzlich in Fortfall kommen. Die „Neue Welt“ wird also fortan den Zeitereignissen mehr als bisher angepaßt sein, nicht nur ausschließlich der Unterhaltung und der Belehrung dienen, sondern in gewissen Grenzen auch einer aktuelleren Information über interessante Geschehnisse der Gegenwart Rechnung tragen, eine Erweiterung, mit der unsere Leser sicherlich einverstanden sein werden.



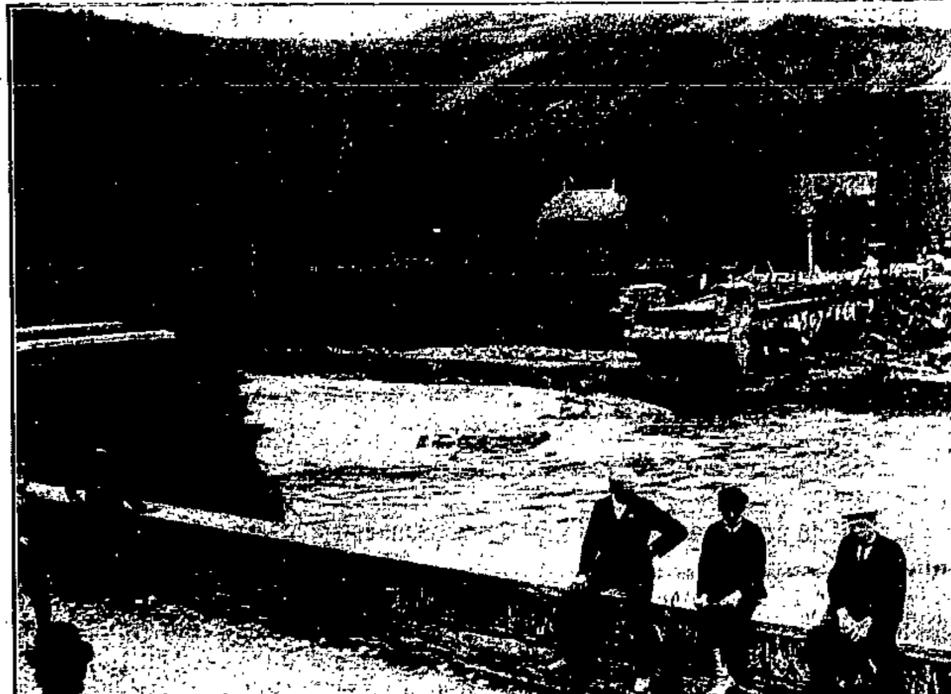
Vor einem Wahllokal in Swinemünde. Bei der am 17. Juni dieses Jahres im Wahlkreise Usedom-Wollin stattgefundenen Stichwahl gelang es der tüchtigen Arbeit der Sozialdemokratie, den Genossen Runge in den Reichstag zu wählen. Die Stimmenzahl der Konservativen blieb hinter der untrigen um ein erhebliches Stück zurück. Gegenüber der Hauptwahl stiegen die für den sozialdemokratischen Kandidaten abgegebenen Stimmen um mehr als dreitausend. Auch das Ergebnis dieser Wahl hat demnach auf das deutlichste gezeigt, daß, allen Prophezeiungen unseres Bürgertums zum Trotz, die Werbekraft unserer Partei ständig im Wachsen begriffen ist. Die Sozialdemokratie ist auf dem Marsche selbst in den rein ländlichen Bezirken — unsere beiden Bilder geben Szenen aus dem an Einzelheiten interessanten Stichwahlkampf, der nunmehr auch an der Obermündung das rote Banner aufgeföhrt hat.



Stichwahl in Usedom-Wollin: Auszählen der Stimmzettel in der Turnhalle zu Swinemünde.



Angeschwemmte Automobils.



Das Hochwasser im Uhrthal.

Fortgeschwemmte Steinbrücke bei Dornau.